

Dies ist die letzte Version vor dem Druck. Bitte wie folgt zitieren:
 Klocke, U. (2025). Akzeptanz durch Sichtbarkeit. Sozialpsychologische
 Perspektiven. In A. Lob-Hüdepohl & M. Heimbach-Steins (Eds.), *Herder
 Thema: Vielfalt sexueller Identitäten. Sichtbar anerkannt* (pp. 12-15). Herder.

Sozialpsychologische Perspektiven

Akzeptanz durch Sichtbarkeit

Geschlechtliche und sexuelle Vielfalt ist oft unsichtbar oder Anlass für Diskriminierung. Durch couragiertes Eingreifen, Begegnung, Medien und unterstützende Strukturen kann die Situation für queere Personen verbessert werden. **VON ULRICH KLOCKE**

Schüler:innen beleidigen Mitschüler:innen direkt oder hinter ihrem Rücken aufgrund ihrer – vermeintlichen – sexuellen Orientierung sowie ihrer geschlechtlichen Identität. Oft werden sexuelle Orientierungen als Beleidigung genutzt, sodass es dazu kommt, dass Menschen abwertend „schwul“ oder „Homosau“ genannt werden. Einer meiner besten Freunde hat wegen solcher und weitaus schlimmeren Beleidigungen die Schule gewechselt.

Die meisten Lehrkräfte bekommen solches Mobbing oft nicht mit, andere scheinen es einfach ignorieren zu wollen, statt einzugreifen, nicht zuletzt, weil sie von den Mobbern als „cool“ angesehen werden wollen und auf einer „freundschaftlichen“ Basis Unterricht machen wollen. Mega cool. Fast keine Lehrer:innen äußern sich zum Thema Homosexualität, es scheint an unserer Schule wie ein Tabu-Thema.

So äußerte sich eine Person aus der Schüler:innenschaft einer katholischen Schule 2023 in einer Online-Umfrage (Silke Gülker, Umgang mit der Vielfalt sexueller Identitäten an katholischen Schulen. Ergebnisse einer explorativen Befragung, Berlin 2024, 56).

Damit gibt die Person eine an Schulen häufig anzutreffende Situation wieder. Geschlechtliche und sexuelle Vielfalt wird abgewertet oder ignoriert. „Schwul“, „Schwuchtel“ oder „Lesbe“ werden wie andere gruppenbezogene Begriffe (zum Beispiel „behindert“) als Schimpfwort oder zur Beleidigung genutzt. Auch wenn dies ohne diskriminierende Absicht geschieht, es zählt die diskriminierende Wirkung. Wenn Personen entsprechende Begriffe als Synonyme für etwas Negatives hören, werden Einstellung und Verhalten gegenüber der entsprechenden Gruppe ablehnender. Das Klima für queere Schüler:innen wird rauer, was sich auch darin zeigt, dass ihre schulischen Leistungen nachlassen.

Queere Schüler:innen und Lehrkräfte sind daher sehr zurückhaltend damit, an ihrer Schule offen mit ihrem Queer-Sein umzugehen. So berichtete 2016 nur die Hälfte der 16- bis 30-jährigen Befragten einer repräsentativen Telefonumfrage,

dass es an den Schulen, auf die sie gehen oder gegangen sind, Mitschüler:innen gab, die offen mit einer nicht-heterosexuellen Orientierung umgegangen sind. Von offen nicht-heterosexuellen Lehrkräften konnte sogar nur ein Viertel berichten. Zudem bestätigt die Befragung die oben zitierte Schilderung: Bei etwa zwei von drei Befragten haben Lehrkräfte in ihrer Schulzeit niemals Unterrichtsbeispiele oder Schulmaterialien verwendet, in denen auch lesbische, schwule oder bisexuelle Personen vorkamen.

Wie kommt es zur Ablehnung queerer Menschen? Und welche Möglichkeiten gibt es, Diskriminierung abzubauen und die Situation für queere Schüler:innen zu verbessern?

Selbstwert statt Abwertung

Die meisten Menschen möchten sich selbst positiv bewerten. Gleichzeitig gehören wir unterschiedlichen sozialen Gruppen beziehungsweise Kategorien an (zum Beispiel Frau, katholisch, deutsch, Lehrerin), die unser Bild von uns selbst mit beeinflussen. Eine Möglichkeit, ein gutes Bild von uns selbst zu erreichen oder zu erhalten, ist es, Gruppen, denen wir selbst angehören im Vergleich zu anderen Gruppen (zum Beispiel Mann, jüdisch, amerikanisch, Erzieher) positiver zu bewerten. Wir können unseren Selbstwert also auch durch Abwertung von Gruppen, denen wir selbst nicht angehören, stabilisieren.

Besonders anfällig für solche Abwertungen sind wir immer dann, wenn unser Selbstwert bedroht wurde. Sehen sich beispielsweise muslimische Schüler:innen nach einem islamistischen Terroranschlag einem Generalverdacht oder Distanzierungsdruck ausgesetzt, kann dies nicht nur ihren Gruppenwert als Muslim:innen, sondern auch ihren Selbstwert gefährden. Die Abwertung einer anderen Gruppe, beispielsweise queerer Mitschüler:innen, kann ein Weg sein, diese Bedrohung abzumildern.

Eine spezielle Art der Identitätsbedrohung macht besonders anfällig dafür, queere Personen abzuwerten: Bedroht man

Männer in ihrer männlichen Identität, beispielsweise indem man ihnen zurückmeldet, sie hätten bei einem Test ein Ergebnis erzielt, das eher typisch für Frauen ist, kompensieren sie diese Bedrohung anschließend, indem sie Verhalten zeigen, das in unserer Gesellschaft als besonders maskulin gilt. Sie werten dann beispielsweise schwule Männer ab. Da in unserer Gesellschaft Weiblichkeit eher als biologisch gegeben betrachtet wird, Männlichkeit hingegen als prekär und daher immer wieder neu zu beweisen, reagieren Männer stärker auf eine Bedrohung ihrer geschlechtlichen Identität als Frauen. Naheliegender ist, dass gerade Jungen sich ihrer männlichen Identität noch unsicher sind und daher versuchen, unter ihren Peers damit zu punkten, sich von vermeintlichen unmännlichen Schwulen abzugrenzen.

Was folgt daraus, wenn Schulen, Kirchen und andere Einrichtungen Queerfeindlichkeit und andere Formen von Diskriminierung abbauen möchten? Zum einen können Schüler:innen, Mitarbeitende und Mitglieder in ihrem Selbstwert gestärkt werden, beispielsweise indem sie an Entscheidungen beteiligt werden und sie Aufgaben bekommen, die ihnen Erfolgserlebnisse verschaffen. Zum anderen können Geschlechternormen reflektiert und flexibilisiert werden. Hilfreich ist, wenn Lehrkräfte und andere Multiplikator:innen zunächst bei sich selbst beginnen und sich fragen, wo sie selbst oder Medien, die sie verwenden, (ungewollt) Erwartungen kommunizieren, wie sich „richtige Jungen“ und „richtige Mädchen“ verhalten sollten, beispielsweise durch Sätze wie „Ich brauche mal vier starke Jungs“, „Hast du schon einen Freund?“ oder „Stell dich nicht so mädchenhaft an“ (Bernard Könecke, Vivien Laumann und Andreas Hechler, Methode: Praxissituationen entgeschlechtlichen, in: Geschlechterreflektierte Pädagogik gegen Rechts, 2020, Berlin, 73-78).

Anschließend kann auch mit der eigenen Zielgruppe, beispielsweise Jugendlichen darüber reflektiert werden, wie sich Geschlechternormen auf uns auswirken. Diese können beispielsweise zunächst individuell Sätze vervollständigen wie „Weil ich ein Junge [Mädchen] bin, muss ich ... / darf ich ...“ und „Wenn ich ein Mädchen [Junge] wäre, müsste ich ... / dürfte ich ...“. Anschließend können sie ihre Ergänzungen in der Gruppe diskutieren (Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. Alkohol-Materialien für die Suchtprävention in den Klas-

sen 5–10, Köln, 77-79). Dabei wird deutlich, dass auch viele nicht queere Personen durch geschlechtsspezifische Anforderungen eingeschränkt werden.

Kontakt und Empathie

Eine weitere Ursache für Vorurteile ist, dass uns die Angst oder zumindest das Unbehagen vor Unbekanntem vor Gefahren schützen kann. Selbst wenn sie in vielen Fällen unbegründet ist, gehen wir damit auf Nummer sicher. Dieser Effekt lässt sich allerdings auch umgekehrt nutzen: Je häufiger wir Kontakt mit Mitgliedern einer anderen Gruppe haben, ohne dass uns etwas passiert, desto positiver bewerten wir die gesamte Gruppe.

Schulen und andere Einrichtungen können daher Vorurteile abbauen, indem sie eines der vielen queeren Bildungsprojekte einladen, die unter queere-bildung.de zu finden sind. Meist ehrenamtlich tätige queere Personen besuchen dann die Einrichtung, berichten von persönlichen Erfahrungen im Zusammenhang mit dem eigenen Coming-out und stellen sich den oft anonymen Fragen der Teilnehmenden. Eine andere Möglichkeit ist, dass queere Lehrkräfte und andere Multiplikator:innen, die in der Einrichtung respektiert werden, offen mit ihrer Identität umgehen. Die dadurch ermöglichte Begegnung zwischen offen queeren und nicht queeren Personen erzielt dann eine besonders positive Wirkung, wenn sie durch Autoritäten

unterstützt wird. Hilfreich ist es also, wenn sich die Leitung der Einrichtung offen hinter entsprechende Maßnahmen oder auch offen queere Mitglieder stellt.

Direkter Kontakt zu Mitgliedern einer anderen Gruppe ist nicht immer einfach herzustellen, insbesondere wenn es sich um eine kleine Gruppe von Menschen handelt, deren Identität (zum Beispiel queer) nicht immer erkennbar ist. Erfreulicherweise zeigt die Forschung, dass auch indirekter Kontakt Vorurteile reduziert. Wenn ein Pfarrer in seiner Predigt von einem Freund berichtet, der eine Transition (eine Geschlechtsangleichung) zum Mann hinter sich hat, werden wahrscheinlich die Einstellungen der Gemeinde zu transgeschlechtlichen Personen etwas positiver. Wenn in einem Jugendzentrum ein Film gezeigt wird, in dem einer der Charaktere körperlich nicht in die Kategorien Mann oder Frau passt, kann dies bei den Jugendlichen die Akzeptanz für intergeschlechtliche Personen verbessern. Direkter und indirekter Kontakt wirken, da sie Wissen über eine andere Gruppe vermitteln und daher Unsicherheit und Angst reduzieren.



Ulrich Klocke, geboren 1971, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Sozial- und Organisationspsychologie an der Humboldt-Universität zu Berlin. Promoviert hat er 2004 zu den Folgen von Macht und Einfluss in Kleingruppen. Aktuell forscht und lehrt er zu Vorurteilen und Diskriminierung, insbesondere gegenüber queeren Personen, und wie man sie abbauen kann. Er hat Befragungen an Schulen und bei Jugendlichen durchgeführt, hält regelmäßig Vorträge vor pädagogischen Fachkräften, hat aber auch Antidiskriminierungs-Workshops für die Bundeswehr gegeben. Darüber hinaus engagiert er sich für den Austausch zwischen Wissenschaft und Praxis, beispielsweise im Fachnetzwerk Sozialpsychologie zu Flucht und Integration sowie mit dem Bundesverband Queere Bildung e. V.

„Besonders anfällig für Abwertungen sind wir immer dann, wenn unser Selbstwert bedroht wurde.“

Wissen kann auch ohne Kontakt vermittelt werden, beispielsweise indem in der Schule unterschiedliche sexuelle Orientierungen wertfrei erläutert werden und bei der körperlichen Geschlechtsentwicklung auch Formen von Intergeschlechtlichkeit behandelt werden, ohne diese zu pathologisieren. Die Themen Menschenrechte oder politische Bewegungen können anhand des Kampfes gegen Sklaverei und für Frauenrechte sowie anhand der queeren Bürgerrechtsbewegung veranschaulicht werden. Wenn geschlechtliche und sexuelle Vielfalt nicht als Sonderthema separiert, sondern selbstverständlich und ohne großes Aufheben berücksichtigt wird, steigen Vertrautheit und Unbefangenheit mit diesen – zunächst vielleicht Unsicherheit auslösenden – Themen und führen dazu, dass queere Menschen sich sicher und zugehörig fühlen. So wie Vorurteile gelernt werden, weil eine Gruppe entweder gar nicht oder abwertend thematisiert wird, können sie durch einen solchen Normalisierungsprozess wieder verlernt werden. Kontakt zwischen Gruppen wirkt zudem, weil er Empathie mit Mitgliedern einer anderen Gruppe auslöst. Medien, etwa Filme oder Bücher, können dazu beitragen, sich in Mitglieder einer anderen Gruppe einzufühlen, wenn dort Charaktere auftreten, mit denen sich die Zuschauer:innen oder Leser:innen identifizieren können. Empathie kann zudem durch Rollenspiele oder gedankliche Simulationen ausgelöst werden, beispielsweise wenn die Teilnehmenden sich vorstellen, selbst transgeschlechtlich zu sein und anschließend einen Brief an ihre Eltern schreiben, in dem sie ihnen das mitteilen.

Empathie kann auch helfen, um bei diskriminierendem Verhalten einzugreifen. Diskriminierung geschieht oft nicht in böser Absicht. Kinder und Jugendliche verwenden „schwul“ oder „Lesbe“ meist nicht als Schimpfwort, weil sie etwas gegen queere Menschen haben oder eine Person diskriminieren möchten, sondern weil sie das Verhalten ihrer Peers gedankenlos nachahmen. Sie verstehen nicht, was daran problematisch sein soll. Eine mögliche Konfrontation wäre, „Stell dir vor, deine beste Freundin wäre lesbisch. Würde sie dazu stehen, wenn ihr ‚Lesbe‘ als Schimpfwort verwendet?“ Das sensibilisiert für mögliche Konsequenzen des eigenen Verhaltens statt es lediglich moralisierend als „das ist homophob, das tut man nicht“ einzuordnen. Auch möglich ist es, die Person dazu zu bringen, über ihr Verhalten zu reflektieren, zum Beispiel durch „Weißt du, was der Begriff bedeutet? Weshalb verwendest du ihn als Schimpfwort?“ Hilfreich ist es, bei entsprechenden Äußerungen konsistent und unmittelbar zu signalisieren, dass man sie mitbekommen hat, und auch wenn gerade dazu keine Zeit sein sollte, später darauf zurückkommen wird.

Intervenieren üben

Intervenieren ist für viele nicht einfach. Wir fühlen uns nicht schlagfertig genug, wollen nicht humorlos, sondern „cool“ erscheinen (siehe das Zitat am Anfang) oder denken, dass es sowieso keine Wirkung hat. Die Forschung zeigt jedoch, dass entsprechende Interventionen Diskriminierung reduzieren. Um sie einzuüben und sicherer zu werden, sind Zivilcourage-Trainings mit Rollenspielen hilfreich. Darüber hinaus kann es hilfreich sein, wenn man sich dabei auf übergeordnete

Normen berufen kann, die die Auseinandersetzung von einer persönlichen auf eine höhere Ebene bringen. Idealerweise hat die Einrichtung, so auch die Schule, daher ein Leitbild, in dem Mobbing geächtet wird und dabei explizit auch – zugeschriebene – sexuelle Orientierung und Geschlecht (Identität, Körper und Ausdruck) als Mobbinggründe erwähnt werden. Individuelles Verhalten, beispielsweise gegen Diskriminierung einzuschreiten, und strukturelle Bedingungen, beispielsweise ein Leitbild der Organisation, können also in ihrer Wirkung ineinandergreifen. Inklusive Antimobbing-Leitbilder von Schulen gehen zudem mit weniger Suizidversuchen queerer Schüler:innen und positiveren Einstellungen aller Schüler:innen gegenüber queeren Personen einher.

Auch die Sichtbarkeit geschlechtlicher und sexueller Vielfalt kann nicht nur durch individuelles Verhalten, sondern auch strukturell, etwa durch die Gestaltung des Gebäudes erhöht werden. Unisex-Toiletten und Umkleiden sowie Poster, ausliegendes Informations-Material und Internetauftritte, in denen queere Menschen vorkommen oder geschlechtliche und sexuelle Vielfalt thematisiert werden, signalisieren allen Menschen, nicht nur den Betroffenen, dass queere Personen dazu gehören. Strukturell wirkt auch die Einführung verantwortlicher Stellen. In Berlin wurden gute Erfahrungen mit einer Einführung und Qualifizierung von Kontaktpersonen für sexuelle und geschlechtliche Vielfalt in jeder Schule gesammelt. Diese bringen das Thema in ihre Schule, beispielsweise indem sie Vorschläge für das schulinterne Curriculum oder die Durchführung von Projekten machen. Sie beraten und unterstützen Schüler:innen, Eltern und Kolleg:innen (zum Beispiel bei einem Coming-out oder Diskriminierungserfahrungen) und vermitteln bei Bedarf an andere Institutionen oder laden diese ein. Entsprechende Kontaktpersonen können auch Schüler:innen dabei helfen, eine Queer-AG oder AG Respekt und Vielfalt (im anglo-amerikanischen Kontext: Gay-Straight Alliance) zu organisieren, die einen gewissen Schutzraum bieten. Schüler:innen können sich dort selbstbestimmt treffen, gemeinsam Filme schauen, Expert:innen einladen oder von ihren Coming-out-Erfahrungen berichten und dabei spüren, dass sie nicht allein sind. In Schulen mit solchen AGs berichten queere Schüler:innen weniger Diskriminierung und ein höheres Sicherheitsgefühl.

Queere Personen, insbesondere Schüler:innen, sind Belastungen ausgesetzt, denen andere nicht ausgesetzt sind und werden oft nicht wahrgenommen, da sie ihr Queer-Sein nicht offenbaren. Schulen, andere Einrichtungen und die darin Tätigen können ihre Situation verbessern, indem sie die Sichtbarkeit geschlechtlicher und sexueller Vielfalt erhöhen, beispielsweise bei der Gestaltung von Gebäude und Medien (Internetauftritt, Lehrmaterialien ...), der Sprache, den Unterrichtsinhalten und indem sie Begegnungen mit offen queeren Personen ermöglichen. Sie können gesellschaftliche Erwartungen an Männer, Frauen und die Geschlechternormen hinterfragen und aufweichen. Sie können bei Diskriminierung intervenieren und erklären, welche Konsequenzen teils unbedachte Verhaltensweisen haben. Und sie können Diversitäts-Verantwortliche ernennen und Betroffenen Schutzräume bieten. ■